

Øyvind Rimbereid: „Weißer Hase, grauer Hase, schwarz“

Kleine Explosionen im Nebel

Von Nico Bleutge

25.08.2023

Erinnern, das Kreise zieht: Øyvind Rimbereid schreibt Langgedichte, die sich handwerklichen Vorgängen genauso zuwenden wie Gemälden. Dabei entdeckt er die Risse im Gefüge der Wirklichkeit.

Eines der Gedichte zeigt den kleinen Sohn des Sprechers während einer medizinischen Untersuchung. Vermutlich eine Kernspintomographie. Der Apparat erscheint wie ein weißer Sarkophag. Die Augen des Jungen tasten den Raum ab. Und der Vater, aus dessen Perspektive man all die Momente wahrnimmt, imaginiert sich in eine nahe Zukunft und stellt Fragen:

„Im Lärm von vierzigtausend Volt
versuche ich Bild um Bild über das Rätsel zu legen,
meine Fragen gegen *Nein* zu tauschen
und die übelsten Syllogismen der Welt über die Spalten
zu spannen, die soeben untersucht werden,
während meine Augen unseren Jungen
in dem vom Techniker montierten Spiegel anschauen,
damit er jetzt, da er nicht mit mir sprechen kann,
mit mir sprechen kann
durch seine braunen Augen
über den Spalt zwischen uns.“

Øyvind Rimbereid

Weißer Hase, grauer Hase, schwarz

Aus dem Norwegischen von Klaus Anders

Edition Rugerup

94 Seiten

20 Euro

Einen einzigen weitverzweigten Satz versucht das Gedicht über die Spalten zu spannen, die zugleich die Spalten in der „feinen Haut“ des Jungen wie die Spalten zwischen Vater und Sohn sind, aber auch die Spalten zwischen dem Gesehenen und der Sprache.

Die Risslinien zwischen Realität und Bild

Der norwegische Schriftsteller Øyvind Rimbereid ist ein Dichter der Risse. Ob es sich um ein Gedicht über eine Fledermaus handelt oder um eine „Ode an das Sandpapier“ – immer sind seine Verse auf der Suche nach den Lücken im Gefüge der Wirklichkeit. Mal forscht er den Fugen zwischen Steinplatten nach, mal einer Hand, von der nicht klar ist, ob sie in die Welt zeigt oder aus der Welt hinaus. Dabei sind seine Gedichte oft wie Listen angeordnet, versammeln die Dinge assoziativ oder sogar raffend. Und gleichzeitig gibt es in ihnen erzählerische Momente und vor allem historische Einsprengsel, die den Versen die Spuren der Zeit einschreiben. Nur selten, zu unserem Leseglück, schwingen sich die Verse zu allzu schweren Begriffen auf. Meist halten sie sich an die Sprache alltäglicher Dinge wie Zapfsäulen, Spielzeugpistolen oder Kühlschrankfächer, die Klaus Anders in ein größtenteils gut lesbares Deutsch verwandelt hat. Selbst ein so nüchterner handwerklicher Vorgang wie das Einschlagen von Nägeln in einen Fensterrahmen kann hier zu einer profanen Epiphanie werden:

„kleine Explosionen,

und der Nebel reißt auf!

ehe die Fensterbänke glattgehobelt sind“

Angesichts dieser Vorliebe für die Risslinien zwischen vermeintlicher Realität und Bild ist es nur konsequent, dass Rimbereid auch zahllose Gedichte zu Gemälden geschrieben hat. Meist sind es Langgedichte, die Motivbeschreibungen, Reflexionen über das Malen und eine Deutung des Gesehenen verbinden.

Durchsichtiger Deckel über einem Labyrinth

Eines der stärksten Gedichte des Bandes ist eine fast 30seitige Meditation über das Gemälde „Die letzten Schüsse“ des norwegischen Malers Arne Ekeland. Die bisweilen surreal

anmutende Szenerie des Bildes, in dem sich Ekeland mit Krieg und Vernichtung auseinandersetzt, nimmt Rimbereid als Sprungbrett für eine sprachliche Wanderung, auf der er über die Grenze von Bildern genauso nachdenkt, wie er Versatzstücke aus der eigenen Familiengeschichte in ihren Rhythmus holt. Bei aller Sympathie für Ekelands antikapitalistischen Impuls setzt er sich auch kritisch mit dessen Verständnis von Kommunismus sowie mit der Neigung zum sozialistischen Realismus auseinander. Und schafft es, all das in eine fortlaufende Reflexion über das Erinnern und in ein Kindheitsbild einzulagern:

„Erinnern,
das Kreise zieht zwischen Resten, Bruchstücken,
einem runden Loch, plötzlichem Flash ...
Sitze im wackligen Kindersitz mit einem Spielzeug,
durchsichtiger Deckel über einem Labyrinth,
worin eine blanke Kugel rollt,
soll in die Mitte bugsiert werden (...),
aber ich begreife es nicht,
denn ich will nur den Deckel lüpfen,
will an die Kugel, sie rausholen,
doch die Kugel rollt und rollt, zufällig,
drinnen im Labyrinth, unmöglich ranzukommen.“

Die fehlende Mitte

Wie in einem Brennglas erscheint hier das zentrale Bild von Rimbereids Poetik: die fehlende Mitte. Einerseits ist keine feste Perspektive mehr möglich, andererseits ist das poetische Sehen so „befreit vom Zentrum“ und kann die zersplitterte Weltwahrnehmung zur Anschauung bringen wie kaum eine andere Kunstform. Ein Unterfangen, das ebenso unabgeschlossen und unabschließbar bleibt wie die Historie, mit der sich Øyvind Rimbereid beschäftigt. Die Kugel rollt weiter, zufällig, und man kommt nicht an sie ran.